

## Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

„Hören Sie gut zu, und betrügen Sie mich nicht. Ich bin nur eine Frau, aber es war nicht nötig, mit mir Proben anzustellen und solche Kunststücke. Wenn diese Maskerade, diese Bombe, dies Herumgehen im Basar und dies dumme Einkaufen . . . verstehen Sie mich? — wenn das alles wieder nichts war als eine solche pädagogische Probe . . . nun so mögen Sie wissen, daß Sie es jetzt endgültig verdorben haben. Ich werde nichts mehr tun. Ich will nicht leben. Ich kann nicht. Verstehen Sie mich! Ich bin nun genügend belehrt, dressiert, erfahren! Man kann mir schon etwas Wichtiges, Schwieriges anvertrauen. Aber ich werde jetzt nichts, auch das Geringste nicht mehr tun. Verstehen Sie? — Der Mensch ist keine Maschine, die man mit der Kurbel andrehen kann. In mir ist etwas kaputt gemacht worden. So — jetzt wissen Sie's. Wie habe ich Sie angefleht, keine Proben, keine Komödie, keinen Betrug mehr mit mir anzustellen. Ich habe Ihnen gesagt, daß das alles nicht mehr nötig ist und geschworen, daß ich es gut machen werde . . . Einmal nur, aber gut . . . und jetzt . . .“

„Niemand hat Sie betrogen. Es war durchaus keine Probe. Es war eine Aufgabe.“

„Warum kam er nicht?“

„Weil er nicht kam. Das habe ich Ihnen schon einmal gesagt.“

„Ich glaub es nicht.“

„Schön.“

„Ja, wie sollte er es denn gerade zu diesem dummen Basar so eilig haben, wenn er seit einem halben Jahr überhaupt nicht ausgefahren ist?“

„Er hatte nun diese Laune. Sie können ihm ja schließlich nicht wehren, zu tun, was er will.“

„Aber woher wußten Sie es denn? Woher hatten Sie die Gewißheit?“

„Das geht Sie nichts an.“

„Lassen Sie mich! — Lassen Sie halten, ich will aufsteigen.“

„Nein.“

„Mensch! Nein . . . Unmensch! Uebermensch! Henker! Vernichter! Verstehen Sie doch endlich, was ich will! Ich kann nicht leben. Keine Stunde länger. Heute will ich meine Arbeit tun. Ich weiß wie und wieso. Die Sache wird gut. Lassen Sie mich nicht ohne Verdienst sterben. Sie werden es morgen erfahren und selber zugeben, daß es gut gemacht war. Und morgen um diese Stunde werde ich ein Fehlen sein, kein Mensch, ein Haufen Elend. Ich will nicht. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich nur für eine Tat ausreiche. Ich will mein Wort halten. Leben Sie wohl!“

Leo riß ihre Hände von der Türklinke zurück. Wie in einer Fange hielt er ihre beiden Hände in seiner einen Hand fest, und mit der andern suchte er unter ihrem Jackett. Er riß an ihr herum, — ein Knopf fiel ab — löste die Bombe vom Gürtel und ließ ihre Hände los. Kama griff nach der Büchse, hielt fest und zog sie zu sich herüber.

In diesem Augenblick erhielt sie einen mächtigen Schlag mit der Faust auf die Hand. Der Arm erstarrte ihr, sie ließ los. Leo steckte die Bombe in die Tasche seines Paletots. Sie fuhren schweigend weiter.

Kama erkannte die Straßen nicht mehr. Ihre Gedanken gingen durch ihren Kopf. Auf einmal war es ihr, als hätte sie alles vergessen, was war. Sie wußte weder wer noch wo sie sei. Sie erinnerte sich nur, daß jemand sie heftig geschlagen hatte. Wer? Warum? — Sie fühlte sich schuldig. Was habe ich getan? — Sie fragte wie ein Kind, das weint, weil ihm geträumt hat, es sei geschlagen worden. Etwas wie ein Nebel verdichtete sich um sie, verdunkelte alles, machte alles möglich und zugleich unwahrscheinlich. Sie fühlte dich neben sich die Gegenwart von etwas Schrecklichem. Es war ein Mensch, den sie fürchtete, vor dem sie erschrak wie der Hund vor dem erlirnten Herrn. Im Kopfe fauste es. Und die Orte, an denen sie vorbeikamen, schienen ihr immer phantastischer.

Es eröffneten sich unermessliche Weiten, bald Meere von Licht, bald Meere von Dunkelheit

Endlich kam sie zu sich.

„O Gott, o Gott! Was wird mit mir geschehen?“ seufzte sie, ohne zu bemerken, daß sie es laut sprach.

„Sie werden eine Woche ausruhen, sich ausweinen, ausschlafen, ausschimpfen, und in acht Tagen, Mittwoch um zwölf Uhr mittags wollen wir uns in der Institutsgasse treffen. Wir werden weiter überlegen. Es muß gelingen. Wir wollen einen teuflischen Streich ausheben. Dieser Schuft muß ausfahren. Ich werde ihn dazu zwingen. Ich will ihn aus seinem Schloß austräuhern. Und nicht genug, — er muß dorthin kommen, wo ich auf ihn warten will“

„Und ich.“

„Sie? . . . Genossin Kama, Sie werden uns helfen, wir werden zusammen die Sache beraten, aber im letzten entscheidenden Moment werden Sie nicht dabei sein.“

„Doch!“

„Nein. Sie haben mir eben erst einige Worte gesagt, die ich mir gemerkt habe.“

„Man darf sich an solche Dinge nicht halten. Es war vielleicht Unfinn . . .“

„Nein. Es war die Wahrheit. Es gibt Menschen, welche auf einmal verbrennen, und Sie scheinen mir eben ein solcher zu sein. Sie haben mir das schon einmal gesagt, aber ich glaube nicht an Gerede, ich glaube das, was ist. Jetzt erst weiß ich's. Sie sind ein verlorenes Mädchen. Sie wollen schön sterben. Sie vermögen nicht, bis zum letzten Augenblick zu leben. Sie sterben zu früh, Genossin. Sie sind auf diesem Basar wie auf den elysäischen Gärten herumgegangen, schon im Jenseits. Sie vermögen es nicht, bis zum letzten Moment intensiv zu leben und alle Kräfte der Seele in Bereitschaft zu halten. Ein wahrer Kämpfer aber lebt mit vollem Bewußtsein bis zur letzten Sekunde, bis die Bombe ihn zerreiht. Und wenn man ihn ergreift und abführt . . . Was hätten Sie getan, liebe Kama, wenn die Spindel Sie auf dieser Kirchweih ungestellt hätten? — Sagen Sie's.“

„Sie hätten mich herausgehauen. Es waren dort wohl noch mehr von unseren Leuten dabei; was Sie mir freilich nicht zu sagen geruht haben.“

„Sie irren sich. Es war niemand da außer uns beiden. Aber darum handelt es sich nicht. Ich hätte Sie nicht herausgehauen. Und was dann?“

„Ich hätte die Bombe fallen lassen und wäre mit den Spizeln zugrunde gegangen. So, — jetzt wissen Sie's!“

„Ja, und einige Duzend unschuldiger Leute mit. Wundervoll! Kampf auf Tod und Leben mit einer Karnevals-gesellschaft! Dazu sind wir ja da! Sie haben schon bestanden! Jetzt haben Sie sich selber bewiesen, daß Sie für gewisse Aufgaben nicht geeignet sind. Das genügt.“

„Nein, nicht wahr! Ich hätte ganz anders gehandelt. Ich meinte es ironisch . . .“

„Kann sein. Aber ich halte mich nicht daran, was und wie Sie sprechen. Ich weiß, daß Sie gewiß so und nicht anders gehandelt hätten. Und das weiß ich erst jetzt.“

„Das ist Starrsinn. Das renne ich: eine fremde Seele anspionieren. Das ist unwürdig!“

„Desto besser. Eben dieses Auspionieren ist meine Pflicht. Ich bin ein Spindel der Revolution und ihr Henker.“

„Dann spionieren Sie doch beim Feind. Sie dürfen Ihre eigenen Leute nicht mißhandeln!“

„Ich weiß, was ich darf.“

„Sie kriechen in meine Seele hinein.“

„Mit den Stiefeln. Na, so sagt man. Ich bin nicht artig. Nicht angenehm. Dazu achte ich die Menschen zu sehr . . .“

Leo hielt inne. Der Regen peitschte die Scheiben. Auf dem Alexanderplatz umgab sie eine Abteilung trabender Husaren. Einige Minuten lang fuhren sie eingehüllt in die Wolke der Reiter. Schon weit von ihnen, in den dunklen Alleen lachte Leo plörlisch selbsthaft auf.

„Weil ich den Menschen achte. Und auch Sie. Darum spreche ich, wie ich denke und wie es nötig ist. Leo, — sagen Sie — ein Stück Holz. Leo, — eine Maschine! Ach, Genossin . . .“

Rama hörte mit Erstaunen. Nie hatte Leo so gesprochen. Seine Stimme war verändert, hefte und brach vor Bewegung ab. Schon fühlte sie Tränen in den Augen. Sie erkannte die gewaltige Last, die dieser kalte, unromantische Mensch, der die Leute ruhig und pedantisch in den Tod schickte, auf seiner Seele zu tragen hatte. Unter dem Eindruck dieses Erstaunens kam sie zu sich, vergaß ihr ganzes Unglück. Und wie er weiter sprach, glaubte sie zu träumen. Diese Stimme voller Rührung! Diese herzliche Ansprache! War das Leo! Leo . . .

„Waren Sie dabei als wir damals Michael ausschickten? Wir haben ihn direkt ins Jenstis geschickt. Es war gewiß, daß er von dort unmöglich lebend zurückkehrt. Sie verabschiedeten ihn mit Ihrer schönen Herzlichkeit wie eine Schwester, wie eine Liebende. Ich habe ihm Unannehmlichkeiten bereitet und besleckt mit Kleinlichkeiten, mit dummen Scherzen die letzten Augenblicke. Als er fortging, schlug er heftig die Tür zu und brummte: „Biech!“ Haben Sie das Wort gehört?“

„Ja hab's gehört.“

„Und haben genau das gleiche gedacht. Sie dachten nur an eins: daß ein lieber uns teurer Mensch in den Tod geht. Ich aber — ich dachte daran, daß dieser Mensch nicht unnütz zugrunde gehe. Ich denke stets nur daran, daß es gelinge. Sie haben Michael weich gemacht, bezaubert. Was sehr gefährlich ist. Ich sah, was in ihm vorging. Man mußte ihn ernüchtern, aufrütteln, mit beiden Füßen auf die Erde stellen; ihn mit Kleinigkeiten beschäftigen, den Fluß seiner Gedanken unterbrechen, welche die Erde schon verlassen hatten. Endlich ihn ärgern, daß er fluchte und böse würde. Damit er es als etwas Alltägliches, Gewöhnliches tue, damit er immer mehr vergesse, daß er bald sterben muß. Man mußte dies alles mit dem Allergewöhnlichsten vermischen, mit der Prosa des Lebens, mit dem Dreck, mit dem Mist . . . so daß er staune, wie ein Mensch im letzten Augenblick, während er einen andern in den Tod schießt und selbst zurückbleibt, ein so zynischer Idiot sein kann. Und er ging fort und war tief verletzt, beleidigt . . . Ich weiß nicht, ob dieses Wort das ausdrückt, was er damals fühlte. Ich aber muß es ertragen. Muß in meiner Rolle bleiben . . . obwohl ich weiß . . . denn ich weiß gewiß, daß ich Michael nicht irgendwo unter den Sternen wiedersehen werde, um ihm zu sagen, was das war . . . Ihr redet da so unter euch: Leo hat keine Nerven. Leo hat kein Herz. Leo kann nicht lieben. Das ist nur ein Maschinist, der uns wie *antolara* aufzieht. Er sieht nie den Menschen in uns . . .“

Rama schwieg. Denn in der Tat pflegte man von Leo genau in solchen Ausdrücken zu sprechen

(Fortsetzung folgt.)

## 11 Der Lebensabend.

Eine Bauerngeschichte von Hermann Stenz.

Es war ein heißer Julitag, so um die Mittagsstunde herum. Die breite bergige Landstraße von Ruiding her fuhr zwischen den beinahe waldlosen Hügeln ein mit häuerlichem Hausrat beladener Wagen. Ein kräftiger von zwei feisten Braunen gezogener Leiterwagen. Altes solides Möbel war's, so von der Art, wie es sich im Gebirge durch Generationen forterbt. Da hatte jedes Stück, vom bunt bemalten mit der Jahreszahl 1808 versehenen Kleiderschrank bis zur eichenen Truhe, Charakter, hatte Ausdruck, war hobig und breit wie die Leinwände, zu denen es gehörte. Stand gerade so fest wie die dazugehörigen Bauern auch, deren hunte Westen, grellfarbige kleine Schlippe sowie sonstigen Kleidungsstücke in der Wahl ihrer Farben und ihres Schnittes etwas genau so Ueberlieferetes waren wie die angepinakelten Tulpen- und Rosenmotive der Kasten, Betten, Truhen. Es lag in der Zusammenstellung der kräftigen wenig gemischten Farben von Möbel und Kleidergerat kern, gesunde Freude am Bunten, Lebendigen. Die schwarzledernen Kummerte der beiden Braunen waren mit Messingschweiben und Stiften reich verziert, je ein grellrotes schwarzstranziges Tuch hing daran herunter. Und der Handgaul trug einen großen Strauß dunkel-ster, duftender Gartennellen an der einen Kopfseite. Man konnte schier meinen, daß er sich des Schmuckes bewußt sei, so stolz und kräftig hob und senkte er den Kopf. Der mittelgroße, übermäßig breitschultrig gewachsene Bauer, anfangs der Dreißig, welcher die Koffi führte. Laute sich ein leuchtend rotes Nagel hinter's Ohr gesteckt und knallte fröhlich mit der langen Peitsche, so daß es in den Kalkfelsen der Täler duzendfach widerhallte. Er hatte auch allen Anlaß dazu, aufgeräumt zu sein; denn die beiden Alten zogen aus, da heute ab da war er alleiniger Herr im Hofe. Sein tiefgebräunte, breitedigige Gesicht mit den gang-

hell abstechenden Augen und der Porzellanpfeife im linken Mundwinkel spiegelte eine gewisse verhaltene Zufriedenheit wider.

Reben ihm der Alte, mit dem gleich bärenhaft gedrungener Gestalt, war sein Vater. Zwei Reihen große silberne Talernöpfe, lauter Georgi- und Marientaler, zierten eine Weste, deren violetter dunkler Samt mit grünen, kleinen Blättern, orangegelben und roten roten Köschchen bestickt war. Vater und Sohn trugen steifschäftene, um die Knöchel in ringartige Falten gelegte Stiefel, die ihnen vorne bis über die Kniehöhe reichten und um die Kniekehlen stark ausgechnitten waren. Schwer und dumpf wie der Schritt ihrer starkhufigen Gäule war auch der Schritt der Bauern. Schwarze, offenstehende Tuchjoden kurzen Schnittes, schwarzgefärbte, anliegende Hirschlederhosen und niedere, runde Kastorhüte aus Biberfilz gleicher Farbe vervollständigten den Anzug, der in seiner ganzen Gediegenheit mehr kostete wie der auf Seide gearbeitete Salonanzug eines Stadtmenichen. Der Sonntagsstaat der wohlhabenden Bauern vom nördlichen Teil Oberbayerns, den die zwei trugen. Hinter den beiden ging eine gleich kräftig gebaute Frau. Mitte der Fünzig, sich in den vom braunen Rock und der buntgestickten Schürze starkgeschnürten Hüften wiegend. Ueber den dunklen, langärmeligen Spenier hing eine fünffache schwarze Silberkette, deren halbhandgroße flache Silberkette reich mit Granaten und blauen Halbedelsteinen besetzt war. Das schwarzseidene rund um den Kopf geflungene Tuch, plattanliegend, lief auf dem Nacken geknotet in zwei bis an die Ellbogen reichende breite Zipfel aus. Am Arme hängend trug sie eine schwarzgladierte, korbähnliche, große Ledertasche, deren eine Langseite in grellen Farben mit merkwürdig runden Blumen und nach angeordneten weißen Punkten bemalt war. Die Männer unterhielten sich laut, ohne dabei die qualmende Porzellanpfeife aus den Zähnen zu lassen.

„Also, wie aus'macht. Fünf Klafter Buchholz, ersticklaßig's, zwei Klafter seidertern's, a zweiwertnerige Sau af Martini, fünf-hundert Dar af's Jahr vateilt, fuß'g Maß'n Schwarzmehl, dreiß'ge Weismehl, drei Sad Kartoffel, hundert Köpff Kraut und oan Sad Ruab'n“, sprach der Alte durch die Zähne.

„Ja und nacha no an Sasa Buttashmalz“, tönte es hinter ihnen.

„Is scho recht, Muatta, soll sie niz sahl'n. Des kriagt's as Enferne. Vals a quat's Jahr is, no mehra. Braucht's Ent niz abgeh' s' lass'n“, beruhigte der Junge, während die Alten über die breiten Gesichter glänzten.

„Soah is Bata, ma funnt af da „Linden“ ebba do a Maß Bier trinka“, meinte der Sohn.

Der andere nickte nur mit dem Kopf.

„Grüah die Gott, Straffer“, schrie der Lindenpeter schon von weitem, „mol't's Ent Ruha macha. Dös sell sag' i a, wann ma amal sech'ge vorbei is, nacha g'hört's oan. Recht a sol!“

„Woll Peter, is a so. Bring drei Maß und für d' Köstler a oane. Soll'n heut a ebbes Extras han.“

Vor dem einsamen, lindennuschatteten Wirtshaus stehend, leerte jedes seine Maß Bier in langen, durstigen Zügen, vor dem Antrinken in den Krug bläsend, daß die weißen Flocken nach allen Seiten spritzten. Behaglich und breit wischten sie sich mit dem braunen Handrücken den Mund.

Während der Wirt mit den drei Gästen plauderte, näherte sich der Sohn desselben, einen gefüllten Maßkrug tragend, den Gäulen. Der durstige Handgaul hob, das Bier witternd, die Nase. Die Lisl aber warf schnaubend den Kopf in die Höhe und trat hellauf wiehernd einen Schritt vorwärts.

„Bleibt net steh', Luada“, lachte der stämmige Durst und hielt dem Nellengeschmiedten den Krug ans Maul. Bierig sog dieser einen Teil des Bieres.

„Salt stad, hiaht kummt d' Lisl dro.“

Die kriegte den Rest zu saufen. Dann erst erhielten sie Trinkwasser.

„Muatta, kunnst dengerstcht a wengl auffisen!“ meinte der junge Bauer, bevor sie weiter fuhren.

„Na it, müagt mi ja schama, bal i wiarr' a Schpitaserin in d' Stobt eiziatag, i konn's no a so damacha.“ war die Antwort.

Der Lindenpeter und sein Junge schauten, unter den riesigen Linden stehend, von denen das Wirtshaus seinen Namen hatte, dem abfahrenden Wagen nach.

„Kunnst d' as a bald amuatli macha, Bata“, brummte der Sohn, strich sich den dichten Schnurrbart und besah den Alten von der Seite.

„I kunn no früha genua zum Privatfizieren und Du zu Deine Sorg'n. In a paar Jahr langt's a“, war die bissige Antwort.

„Ja, aba d' Leni und i, mir möcht'n do —“

„Was möcht's? Hätt'st Dir oane g'uacht, dia wo mehra mit-triagt, wiara Häuslerstochter, nacha langat's laht scho!“

Der Peter ging ins Haus. Der Junge schaute eine Zeitlang vor sich hin, fing dann einen Sandler zu pfeifen an und schritt zum Kieisanfladen in die Grube, welche mit zum Befest des Lindenwirtes gehörte.\*

Am Eingang des kleinen Städtchens standen beidseitig/eine lange Reihe niedriger zweistöckiger Häuser. Manche von ihnen zeigten eine merkwürdige Neigung sich auszubauhen und eines lebte sich spitzgieblig an das andere, als wollten sie sich gegenseitig stützen. In lustigen Farben gefaltete Wände, grellfarbig geführte schmale Haustüren und Fensterrahmen gaben der ganzen

Straße ein heiteres, lebensfreudiges Aussehen, dem die spitzen alten Stiebel mit ihren Türken und Tulen, die Steinbänke vor dem Hause, die tiefegelegenen Fensterstöcke der Erde drübe und eingemauerten Heiligenbilder noch einen Stich ins Kleinbürgerliche verliehen. Vor einem dieser Häuschen hielt der Wagen. Aus den Fenstern ringsum streckten sich neugierige Gesichter. Eine Anzahl Kinder sahen zu, wie die Straßerleute ihre Zeug abbluden und in das obere Stockwerk schafften. Kostete manchen Schnaufer, bis das Letzte die enge kurze Treppe hinauf gezwängt war. Dann gab der Sohn den beiden Alten die Hand und mit einem kräftigen „Pfiat Gott“ schied er.

Es liegt Stern im Abschiednehmen der Menschen jener Gegend. Selbst für lange Zeit scheiden sie mit einfachem Handschlag und kurzem Gruß. Tränen gelten beim Abschiede den Männern als Schande und auch die Frauen üben darin Zurückhaltung. Nur bei einer Leiche leisten sich die Weiber einen Ueberflus an solchen. Zwischen Eltern und Kindern werden von klein auf wenig Zärtlichkeiten ausgetauscht. Zärtlichkeiten unter jung Verheirateten sind spärlich, vor andern ganz ausgeschlossen. Selbst der Verkehr unter Liebenden ist ein viel rauherer wie anderswo. Und trotzdem haben sich diese Bauern gerade so lieb, halten ebenfogut zusammen, wie die in Abschiedstränen und Küßen schwimmenden Großstädter. Das große Sehnen der begüterten Bauern jener Gegend ist es, einmal am Lebensabend statt in ihrem Dorf im Austragstädtchen zu leben, in die Stadt ziehen und dort in einfacher Behaglichkeit privatisieren zu können. Und eine Dreierherrensleiche am Lebensend. So eine schöne Leiche! mit Musik, Leichensängern und drei Geislichen. Wenn so ein Bäuerlein sechzig alt ist und die Zinsen seines verkaufteu oder an die Zungen abgegebenen Hofes erlauben ihm das einigermaßen, dann mietet er sich im Städtchen eine kleine Wohnung. Stube, Kammer und Küche genügt ihm für sich und seine Frau. Zwei Betten in der Stube, eines in der Kammer für kommende Besuche. Und Betten sind das! Nirgends kann man ihresgleichen treffen. So auch bei den Straßerleuten.

Keine Matratzen, nein, schön gleichmäßig gestopfte Strohsäcke, die ihre Füllung jedes halbe Jahr erneuern. Ein weiches Federunterbett, Leintücher, so rauh wie Sackstoff, aber geund, zwei riesige Kopfkissen und als Glanzpunkt federgefüllte Zudecken, in jeder das Kleid einer Gänseherde. Wer das erstemal in ein solches Bett gerät, der verirrt sich darin. Unaufhaltsam und rettungslos sinkt er in die Tiefe.

Ein lederüberzogenes, niedriges Sofa stand hinter dem massiv eichenen Tisch. Hunderte von breitspitzigen Messingnägeln waren rings um den Lederrand eingeschlagen. Der Uhrkasten wie die plumpen Stühle waren gleich dem Tisch aus schwerem Eichenholz. Die Betten und der zerlegbare zweitürige Kleiderschrank aus didem Tannenholz angefertigt, blaugrau gestrichen und mit bunten Tulpen- und Rosenmotiven bemalt. In der Ecke hinter dem grünen Kachelofen da hing ein großer, lindenholzgeschnitzter Herrgott, palmähchengeziert, ein ewiges Licht davor; neben der Tür ein kleiner Zinnfessel, das Weihwasser enthaltend. Schmiedeeisernes, gebrauchsbekanntes Weislag zierte die truhnenähnliche Eichenkommode. Schlecht waren nur die beiden Heiligenbilder an der Wand, ordinärer, greller Oelruch, nicht die glanzbergoldeten, platten Rahmen wert.

(Fortsetzung folgt.)

## Vom Schlittschuh.

Von E. Schenkling.

Wie tief in die nebelgraue Ferne altnordischer Götterzeit läßt sich die Kunst des Schlittschuhlaufens verfolgen. Die nordische Sage schreibt ihre Erfindung den Göttern zu; kein Sterblicher durfte sie für sich in Anspruch nehmen. Der Ase aller, der Gott des Gesanges, war es, der den Rothurn zuerst an den Fuß legte, um über die unwegsamen Pfade, wie sie der Winter erzeugt, leicht dahin eilen zu können. Aus diesem Hinweis läßt sich gleichzeitig auf das Alter des Schlittschuhs schließen: er war bereits der altgermanischen Welt bekannt.

Den federleichten Schlittschuh unserer Tage kannten freilich die Nordländer nicht. Das Modell des Schlittschuhs jener Zeit wurde im Schweizer Lande aus einer Moorschicht zutage gefördert. Unter verschiedenen Stein- und Knochenwerkzeugen, die gelegentlich einer Nachgrabung ausgehoben wurden, fand man auch einen Schlittschuh, der aus einem Pferdehufknöchel gefertigt war. Ungefähr 28 Zentimeter lang, ist der Knochen sowohl an den Seiten als auch an der Basis geschliffen, so daß eine Schiene von etwa 3 Millimeter Breite und 25 Zentimeter Länge der Unterlage aufliegt. Der Fund erregte seinerzeit gerechtes Aufsehen. Zuerst zweifelte man wohl, es hier mit dem Ur-Schlittschuh zu tun zu haben. Da kam aus Schweden die Kunde von einem ganz ähnlichen Fund. Der schwedische Schlittschuh zeigte nicht nur ausgeschliffene Kanten, die dem Fuß Halt verliehen, sondern an der Spitze des Knochens befand sich auch eine Öffnung und am entgegengekehrten Ende eine Kerbe, durch die wahrscheinlich ein Riemen gezogen wurde. Solche Schlittschuhe, deren Alter man beiäufig auf 3000 Jahren schätzt, hat man auch im Spreebett bei Berlin und Spandau, in den Gegenden von Moorfield und Finsbury in England, wie auf der

ganzen Linie von Norwegen bis Ungarn gefunden. Merkwürdig aber ist, daß der Knochen Schlittschuh aus der Pfahnbaugeit bis ins frühe Mittelalter hinein sich in seiner Gestalt erhalten hat. So erzählt der Londoner Chronist Friß Stephan aus dem 13. Jahrhundert ausdrücklich, daß die Londoner Jugend „Knochen“ unter die Füsse binde und mittels dieser schnell über das Eis dahin gleite. Theodor Storm gibt in seiner Novelle „Auf der Universität“ eine originelle Schilderung des Eisbahnvergnügens und jagt u. a.: „Von alt und jung auf zweien und auf einem Schlittschuh, sogar auf einem untergebundenen Kalbsknöchlein wurde die edle Kunst des Eislaufens geübt.“

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die allmähliche Verbesserung des Schlittschuhs verfolgen zu wollen. Erwähnt sei nur, daß vor etwa einem halben Jahrtausend in Holland der erste hölzerne mit einer Eischiene versehene Schlittschuh auftauchte. Heute wird namentlich in Amerika und Rußland ein großer Luxus in Schlittschuhen entfaltet. Schlittschuhe aus Gold und Silber, die das Sämmchen von 20 000 Mark kosten, sind durchaus nichts Ungewöhnliches.

Die Kunst des Schlittschuhlaufens hat natürlich auch ihre eigene Literatur. Ihr Beginn kann bis in die tiefste Vorzeit zurückgeführt werden. Eine sachliche und technische Literatur dieses Sports beginnt aber erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das Hauptverdienst in dieser Hinsicht gebührt Klopstock. Wie durch sein echt deutsches Lied, so gewann er auch durch sein Interesse für den Eislauf die Herzen der Jugend. Es schien ihr fast unvereinbar mit der Pietät für den Dichter des „Messias“, nicht auch dem Eislauf zu huldigen wie er. Am liebsten pflegte Klopstock diesen Sport in den Mondscheinnächten: „Nur ein Geseh! Wir verlassen nicht eh' den Strom, bis der Mond am Himmel sinkt!“ Die vielfachen Spöttereien über diese, angeblich seinem Alter nicht angemessene Liebhaberei störten den Dichter nicht im geringsten. Er war von dem hohen Wert des Eissports fest überzeugt und teilte die Ansicht der Pädagogen des 16. und 17. Jahrhunderts nicht, die eine entschiedene Abneigung gegen das Schlittschuhlaufen bekundeten, da es ihnen zu gefährlich, ja zu wild dünkte. Selbst seine Poësie stellte Klopstock in den Dienst des geliebten Sportes, so u. a. in den herrlichen Oden „Der Eislauf“ (1764) und „Die Kunst Tialfs“ (1767), wie auch in den „Winterfreuden“. In dem zuletzt genannten Gedicht bedauert der Dreimüßigjährige schmerzlich, nunmehr dem Kristall der Flüsse Aße sagen zu müssen.

Selbst Goethe wurde durch solche Motive bewogen, noch im Mannesalter die Kunst des Schlittschuhsports zu erkennen. Ueber diese Episode seines Lebens sagt er u. a.: „Bei eintretendem Winter tat sich eine neue Welt vor uns auf, indem ich mich zum Schlittschuhlaufen, das ich vorher nicht versucht hatte, rasch entschloß. Diese neue frohe Tätigkeit waren wir Klopstock schuldig, seiner Begeisterung für diese glückliche Bewegung. Ich erinnere mich ganz genau, daß an einem heiteren Frühmorgen ich, aus dem Bette springend, mir verschiedene Stellen aus Klopstocks Ode zurief. Mein zaudernder, schwankender Entschluß war sogleich bestimmt, und ich flog strahlend dem Orte zu, wo ein so alter Anfänger mit einiger Schicklichkeit seine ersten Uebungen vornehmen kann.“ Nicht nur den Tag verbrachte Goethe mit seinen Genossen auf dem Eise, sondern bis in die Nacht wurde diese herrliche Bewegung fortgesetzt und zu Ehren Klopstocks diese oder jene Eislauf-Ode in deklamatorischem Halbgesang rezitiert. „Wenn wir uns im Dämmerlicht zusammenfanden“, fährt Goethe fort, „erscholl das ungehobelte Lob des StifTERS unserer Freuden. Solchen Dank verdient sich ein Mann, der irgendetwas irdisches Tun durch geistige Anregung zu veredeln und würdig zu verbreiten weiß.“ Auch Goethe hat den Eislauf poetisch verherrlicht und sobald er mit Klopstock zusammentraf, unterhielten sich beide nicht über Kunst und Poësie, sondern schwärmten vom Eislauf. Seitdem der Schlittschuhsport, der bisher nur als ein Knabenspiel angesehen wurde, solche Protektoren gefunden hatte, erscheinen bis zur Gegenwart in den Zeitungen und Zeitschriften nicht nur Aufsätze und Abhandlungen, sondern auch Werke über diesen Sport, wie sich die Fachzeitschriften in seinen Dienst stellen. Medizinische Autoritäten, wie Hygieniker und Männer des Turnwesens weisen auf den gesundheitlichen Wert dieser Reibesübung hin, und zahlreiche Jugendzeitschriften besprechen und empfehlen die Pflege dieses Sports.

Wie die Holländer die ersten Schlittschuhe mit einer Eischiene bauten, so haben sie auch die ersten Schlittschuhe aus Stahl fabriziert; sie waren auch die ersten, die den Eislauf zu einer Kunst gestalteten — sie schlugen nämlich zuerst „Bogen“. Im allgemeinen gehört der Schlittschuh im Lande der Kanäle zu den Notwendigkeiten des Lebens. Oft bildet dort das Eis den einzigen Verkehrsweg. Da muß denn Groß und Klein, Alt und Jung, Männlein wie Weiblein die Kunst des Eislaufes wohl verstehen. Daher kommt es auch, daß man dortlands das möglichst schnelle Laufen zu beherrschen trachtet. In Holland gibt es seit langem Schlittschuh-Höfen an und die Frauen in Röden, die im Schnitt den Balletteuflerinnen einigermaßen ähneln. Von Holland aus gelangte der Sport nach England, wo er bereits zu Zeit der Königin Elisabeth gepflegt wurde. Den Stahlschlittschuh feierte England zur Zeit Karls des Zweiten kennen gelernt zu haben, denn 1662 wird seiner zum erstenmal Erwähnung getan. Wie sehr die Engländer den Eissport lieben, beweist die Tatsache, daß man dort weite Reisen unternimmt, um ihm huldigen zu können.

Wir Deutsche lassen uns immer erst ein wenig nötigen, ehe wir etwas Neues unternehmen. So fand das Vergnügen am Schlittschuhlauf erst im 18. Jahrhundert bei uns Aufnahme, und zwar zuerst nur als Herrenbelustigung. Das Verdienst, dem Sport eine größere Färgerschaft zugeführt zu haben, gebührt unstreitig dem Nationalökonom Max BIRTH, dessen Schriften über Schlittschuhlauf wohl im weiteren Kreise der Schlittschuhläufer bekannt sein dürften. In seinen Aufsätzen forderte er wiederholt zur Bildung von Vereinen zur Herstellung und Auffindung guter und sicherer Eisbahnen auf und suchte nach Kräften die Konstituierung von Schlittschuhläuferklubs anzuregen, wie solche in den meisten Städten Englands und Amerikas bereits existierten. Seine Vorschläge sind auf guten Boden gefallen, denn die Zahl der Vereiner der der Gesundheit so dienlichen Kunst wächst ununterbrochen. Der beste Beweis dafür ist die Schöpfung künstlicher Eisbahnen in den großen und größeren Städten, woselbst man sich in den heißesten Sommerlagen dem Eissport hingeben kann.

Das Verdienst, den gesundheitsreichen Sport auch in der Frauenwelt, insbesondere in der Berliner, eingeführt zu haben, gebührt der Opernsängerin Henriette Sontag, die in den zwanziger und dreißiger Jahren in Berlin tätig war. Auch der Geigertönig Joachim war ein eifriger Schlittschuhläufer, obgleich er es zur Vollenbung dieser Kunst nicht gebracht hat. Während seines Aufenthaltes in Hannover soll ihm auf der Eisbahn sogar eine brollige Geschichte passiert sein. Beim Anspringen der Schlittschuhs fragte er den Helfer, wie er sich zu verhalten habe. „O, et is ganz leicht, Herr Konzertmeister“ — Joachim war in Hannover eine populäre Persönlichkeit — „Sei mielen det eene Been herut und denn bet ander, un denn lofet Seil“ Gesagt, getan. Aber nur Schritt und der Herr Konzertmeister sah auf dem Eise. „Ja, ja, Herr Konzertmeister, et is ganz leicht, aber so leicht wie det Weigelinspielen is et denn doch nicht!“

Wie schon erwähnt, machten sich auch Pädagogen und Volkserzieher um die Pflege des Eissports verdient. In der Erziehungsanstalt des Schweizer Fallenberg zu Hofswyl wurde er mit Eifer gepflegt. Guts-Muths schrieb eine warme und liebevolle Lobrede auf den Eislauf und auch Turnvater Jahn tat das Seine für die Einbürgerung des Sports. So eroberte er sich immer weitere Kreise. Zur höchsten Vollenbung kam die Kunst aber in Amerika, welschem Lande wir auch die heutige Form des Schlittschuhs (der in Halifax in Neuschottland fabrizierte Armeeklub-Schlittschuh) wie den Kunstlauf verdanken. In den sechziger Jahren hielt man es noch für ein Wunder, daß Fish Smart mit Schlittschuhen eine englische Meile in 8 Minuten lief, aber ein halbes Jahrzehnt später brauchte J. Donohue zu derselben Entfernung unter ähnlichen Bedingungen auf dem Hudson nur 2 Minuten 12% Sekunden. Er legte also über 27 Meilen in der Stunde zurück. Der Amerikaner J. Nilsson lief vor etlichen Jahren eine englische Meile in Montreal unter gewöhnlichen Bedingungen in 2 Minuten 41% Sekunden. Gelegentlich des bekannten Schlittschuhwettkampfs in Davos brachte Senler, der deutsche Champion, zu 10 000 Meter 18 Minuten 5 Sekunden, während Sensburg, ein Münchener, in einer Stunde 19 englische Meilen 250 Yards lief. Damit schlug er Edington-Orford, der fast 19 Meilen gemacht hatte.

Diese Leistungen früherer Zeit werden bei den heutigen Eislaufwettkämpfen teils er eicht, teils übertroffen. Zu Bett- und Kunstlauf treten verschiedene aus dem englischen Schlittschuhsport übernommene Eisspiele, so Bandy (Hockey) und Curling.

## Kleines Feuilleton.

### Haushirtschaft.

Neue Kochbücher. Spezialgebiete innerhalb der Kochkunst behandeln einige kleine Druckschriften, die uns zur Vespreehung vorliegen.

Geziquir I, herausgegeben von Frau M. Woldmann (Druck und Verlag von H. Sievers u. Co., Nachf. F. W. Goebel, Braunschweig, 40 Seiten) berücksichtigt die Bedürfnisse der Kleinbürgerlichen und proletarischen Küche. Es ist im allgemeinen recht brauchbar. Zu bemängeln ist nur, daß auch dieses moderne Kochbuch gleich den meisten seiner Vorgänger vorschreibt, Reis, grüne Gemüse, Sauerkohl, Pilze u. dergl. vor der eigentlichen Zubereitung abzubreihen oder abzukochen. Da das Gemüswasser nicht mit verwendet wird, bedeutet dieses längst überlebte Verfahren eine Vergeudung der für den Körper so wichtigen Nährsalze und damit eine Entwertung der sonst so zuträglichen Gemüselost.

Moderne Fischküche von Efriede Beck. (Verlagsanstalt Emil Abigs, Wiesbaden. Preis 1 M. 77 Seiten.) Allen, die in fremden Haushaltungen, in Restaurants oder Kantinen häufig in die Lage kommen, Fischgerichte zu bereiten, ist dieses Kochbuch durchaus zu empfehlen. Zur Verwendung im Arbeiterhaushalt ist es als Spezialkochbuch zu umfangreich und zu teuer.

Die Konditorei in jedem Haushalt. (Zimmermannscher Verlag, Chemnitz. 62 Seiten.) Das für 20 Pf. lässliche Heftchen enthält 75 erprobte und verhältnismäßig billige Vorschriften zur Selbstherstellung von Torten, Kuchen und Teegebäck. Wir wünschen unseren Leserinnen nur das Beste. — Druck u. Verlag: Verantw. Redakteur: Alfred Dielepp, Neudölln.

um diese lederen Dinge des öfteren auf den Tisch bringen zu können.

„Die Schnellküche“ von Angela von Vals (Verlag von Emil Birr, vormals J. J. Christen, Aarau, 65 Seiten) ist ein sehr originelles, kleines Hilfsbuch, das sich an Alleinstehende, als: Angestellte, Arbeiter, Studierende, Alpinisten, Jäger, Touristen usw. beiderlei Geschlechts wendet. Diese sollen zur Selbstherstellung einer gesünderen, reichhaltigeren und billigeren Kost angeregt werden, als sie das Gasthaus bietet. Wenn das Büchlein auch speziell für schweizerische Verhältnisse berechnet ist, so können seine Vorschriften doch auch in Deutschland mit großem Nutzen befolgt werden. Es werden besonders solche Speisen berücksichtigt, die ihrer zeitraubenden Herstellung wegen bisher von Alleinstehenden gewöhnlich gemieden wurden. Voraussetzung dabei ist die Verwendung der in unserer hauswirtschaftlichen Ecke so oft erwähnten Kochliste oder anderer Kochapparate. In einem besonderen Abschnitt wird die Schnellküche für alleinstehende Frauen, Angestellte und Studentinnen behandelt, die bei sitzender Lebensweise einer leicht verdaulichen und nahrhaften Kost bedürfen. Zum Schluß gibt die Verfasserin eine genaue Anleitung zu einer rationellen Veföstigung, bei der allerdings Milch, Eier, Speck und Heringe verwendet werden und zeigt an dem Speisezettel einer Woche, wie man schon beim Frühstück die Mittagsmahlzeit, während dieser die Abendmahlzeit usw. vorbereiten kann. Katholisch läßt dieses System sich beliebig ausbauen und verändern, einmal durch Einfügen von Fleischgerichten, die in den anderen Abschnitten behandelt werden, dann durch Fortlassen der Speisen, die im Ofen oder in einem der modernen Brat- und Backapparate hergestellt werden müssen und deshalb für viele alleinstehende Frauen überhaupt nicht in Frage kommen. Die Veföstigung der Erwerbstätigen, die ohne Familienanschluss zu leben gezwungen sind, ist gewöhnlich so elend, daß den in der „Schnellküche“ gegebenen Anregungen zu eigener Vefpfelegung im Interesse der Erhaltung von Gesundheit und Arbeitskraft recht weite Verbreitung zu wünschen ist. Verhehlen darf man sich freilich nicht, daß hierbei nur ein kleiner Teil der arbeitenden Frauen in Betracht kommen kann, da das Wohnen in einer Schlafstube, niedrige Löhne sowie weite Wege von und zu der Arbeitsstätte auch die einfachste Art einer rationellen Selbstverföstigung unmöglich machen. m. kt.

### Wolfsküde.

Der fliehende Pfannkuchen. Volksfagen und Volksmärchen fast aller Völker weisen, wie wenig bekannt sein dürfte, eine reizvolle Erzählung von dem zur Faschingszeit unerlässlichen Pfannkuchen auf. Es ist anzunehmen, daß die Erzählung von Ausland ausgeht und wie alle Märchen und Sagen in den verschiedenen Ländern eine dem Geiste des Volkes entsprechende Veränderung erfährt. Es ist leicht zu verstehen und offenbart den humorvollen Sinn des Volkes, wie seine Phantasie sich gerade den Pfannkuchen fliehend vorstellt. Diesen runden, niedlichen, überall beliebten Kuchen, der im braunen Fette lustig schmort und tanzt . . . wie leicht tanzt er aus der Pfanne hinaus. . . . Und das Märchen ist fertig: Eine russische Bäuerin backt auf Wunsch des Bauern, ihres Gatten, einen Kuchen. Als er schön fertig ist, stellt sie ihn ans Fenster zum Abkühlen. Der Pfannkuchen rollt auf einmal hinab, auf die Bank, von da auf den Flur, vom Flur zur Tür hinaus und dann die Treppe hinab auf den Hof. Und von da läuft er weiter auf die weite Landstraße hinaus. Er begegnet naheinander einem Hasen, einem Wolf, einem Pferd. Sie wollen ihn natürlich essen, aber der Pfannkuchen entläuft ihnen und singt jedem einen Spottvers . . . bis er einem Fuchs begegnet, und dieser überlistet ihn natürlich. „Lieber Pfannkuchen“, spricht der Fuchs, „komm' näher und set' dich auf meine Schnauze, denn ich höre schlecht“. Der Pfannkuchen tut es und singt sein Spottliedchen. Der Fuchs dankt und möchte das Liedchen noch einmal hören. Der Pfannkuchen soll sich nun auf seine Zunge setzen. Der Pfannkuchen tut auch dies und jetzt ist es um ihn geschehen.

Interessant sind die Varianten der Geschichte vom „fliehenden“ Pfannkuchen, wie sie in Band III der Naturfagen (W. G. Teubner, 1910) nachzulesen sind. In Ostpreußen heißt es: Drei Mädchen koken ein Kudeleken und keine hatte Lust, es aus dem Ofen zu nehmen. Während sie darüber Rat hielten, entließ das Kudeleken . . . Da begegnet es einem Hasen, einem alten Hund einem Schwein. Jetzt ist das Schwein der Ueberlistet. Aber es ist doch nicht ganz so geschick, wie der in allen Listen wohlgeübte Fuchs. Es gelingt ihm nur, den halben Kuchen zu erschnappen . . . die andere Hälfte wählt sich, da sie doch nicht entlaufen kann, tief in die Erde ein. Das Schwein eilt davon und ruft seine Schweine-Kameraden zu Hilfe. Sie wählen alle . . . vergebens. Und sie wählen bis auf den heutigen Tag. . . .

Der Pfannkuchen, der sich in diesem Falle so mitleidlos dem Begehren der Schweine entzieht, zeigt sich in einem anderen Falle, und zwar diesmal in Hannover, verständnisvoll und mitleidig: er entläuft drei alten Weibern, begegnet einem Hasen, einem Wolf, einer Gide, einem Pferd, und keiner kann ihn erwischen. Da kommen drei Waisenkinder des Weges und bitten ihn herzunimmlich: „Weißt, wir haben den ganzen Tag noch nichts gegessen.“ Da hüpfte der Pfannkuchen den Kindern in den Arm und ließ sich essen. . . .

Vorwärts-Druckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.